

MARIE WEIßDORN

DIE
WAAGE
DER
WELT

TIEFSTES SCHWARZ

GEDANKENREICH VERLAG

GedankenReich Verlag
N. Reichow
Neumarkstraße 31
44359 Dortmund
www.gedankenreich-verlag.de

DIE WAAGE DER WELT (1)

Text © Marie Weißdorn, 2022
Cover & Umschlaggestaltung: Kristina Licht

Lektorat/Korrektorat: Klaudia Szabo
Satz & Layout: Phantasmal Image
Covergrafik © shutterstock
Innengrafiken © shutterstock
Druck: printed in poland

ISBN 978-3-947147-83-0

© GedankenReich Verlag, 2022
Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
sind zufällig und nicht beabsichtigt.

MARIE WEIßDORN



TIEFSTES SCHWARZ





Für Jenny,
weil jedes Abenteuer
mit dir ein gutes ist.



Wann immer die Schwärze der Nacht auf die Mauern Asterins hinabsank, hatte ich die Stimme meiner Mutter im Ohr. Ich glaubte zumindest, dass es meine Mutter war. Sonst hätte mir wohl kaum jemand hoffnungsvolle Verse vorgesungen.

Im tiefsten Dunkel bringt zurück, der feinste Lichtstrahl unserer Glück.

Dauernd hallten diese Zeilen in meinen Gedanken wider, und mit jedem Mal kamen sie mir heuchlerischer vor. Denn in meiner Welt brachte Helligkeit kein Glück. In meiner Welt voller Dunkelheit brachte jedes Licht bloß unsäglichen Schmerz.

»Sag schon, Mädchen. Was siehst du? Ich bezahle dich nicht fürs Herumstehen.«

Träge wandte ich den Kopf nach rechts und sah in die vor Ungeduld blitzenden Augen meiner Auftraggeberin. Silbrige Perlen funkelten in ihrem Haar und auf dem edlen Kleid. Dem Standort des Hauses nach zu urteilen war sie die Frau eines Händlers, ihren Namen hatte ich schon wieder vergessen.

»Ihr müsst ihm eine Frage stellen«, erinnerte ich sie leise.
»Sonst erkenne ich nichts.«

Schnaubend deutete sie in den riesigen Wohnraum und ging voran. Vorbei an verzierten Schränken, geschliffenem

Kristall und prunkvollen Bildern. Ich ließ ihr ein paar Schritte Vorsprung, damit sie meine schwarzen Schuhabdrücke auf den dicken Teppichen nicht gleich bemerkte.

Im Zentrum des Raumes blieb ich stehen. Meine Auftraggeberin ging weiter zu einem gepolsterten Sofa in ekelhaftem Grün, das gemütlicher aussah als alles, was ich im letzten Jahr auch nur berührt hatte. Darauf saß ein Mann mit ergrauendem Haar und einem Buch auf dem Schoß. Durch die deckenhohen Fenster in seinem Rücken fiel mein Blick hinaus auf den prächtigen Garten dieser Familie und die hohen Hecken an seinen Rändern. So blieb den Reichen der obere Ring der Blick nach unten erspart. Zum Abschaum. Zur Dunkelheit.

Nicht so melancholisch, Rieka, ermahnte mich eine leise Stimme in meinen Gedanken. Sie hörte sich verdammt nach Meira an.

»Warum bringst du dieses Mädchen in unser Haus?«, fragte der Mann, als seine Frau neben ihm auf den hässlichen Kissen Platz nahm.

Er sah nicht einmal von den Seiten auf, aber als ich durch die Tür gekommen war, hatte er mich mit seinem missbilligenden Blick durchbohrt. An seiner Stelle hätte ich nicht anders reagiert. Immerhin versaute ich gerade seine Teppiche.

»Ach, beachte sie gar nicht. Sie soll nur ...«

»Yacantha gnade mir. Ist es wieder so weit?«, unterbrach er sie, legte das Buch zur Seite und ergriff ihre Hand. »Wie soll sie deine Angst besänftigen, Geliebte? Soll sie aus meiner Hand lesen, Karten legen, die Sterne deuten? Du weißt, dass ich nicht an diese Dinge glaube.«

Aufmerksam musterte ich das ekelhafte Polster über seinem Kopf. Er log nicht. Die Schultern der Händlersfrau sackten nach vorn. Sie verschränkte die Hände und strich fahrig über den funkelnden Ring an ihrem Zeigefinger.

»Ich brauche Gewissheit«, flüsterte sie, ohne ihren Mann anzusehen.

»Ich habe dich geheiratet. Wieso brauchst du immer wieder einen Beweis meiner Treue?« Sanft hob er ihr Kinn an und sah ihr tief in die Augen. »Ich liebe dich. Ich würde dich nie betrügen.«

Blitzschnell riss sie den Blick von ihm los und starrte zu mir. Ich nahm mir einen Moment Zeit und konzentrierte mich, um ja keine Regung zu verpassen. Doch da war nichts. Kein Anzeichen von Schwärze über seinem Kopf.

»Er spricht die Wahrheit«, sagte ich und senkte den Blick. Die Reichen mochten es nicht, wenn jemand wie ich sie zu lang ansah.

Der Mann seufzte. »Natürlich spreche ich die Wahrheit. Ich liebe dich und ich werde mein restliches Leben an deiner Seite verbringen. Um welche absurden Dinge du mich auch bittest.«

Wieder keine Lüge. Eigentlich hätte ich ihn nicht einmal ansehen müssen, um das festzustellen. Aus all seinen Worten sprachen pure Ehrlichkeit und tiefe Zuneigung, nach denen sich wohl jede Frau dieses Landes sehnte.

»Ich danke dir für deine Geduld, Geliebter«, raunte meine Auftraggeberin. »Sei versichert, dass ich mich bessern werde ... Ich liebe dich doch auch.«

Ein höfliches Mädchen hätte jetzt schön weiter zu Boden gestarrt. Leider brachte Höflichkeit mir auf den Straßen As-

terins rein gar nichts, deshalb sah ich auf. Der Mann lächelte seine Frau besänftigt und gütig an. Ich hätte mich trotz ihres typisch noblen und somit ätzenden Verhaltens gern für sie gefreut, dass sie einen Mann gefunden hatte, der sie mit all ihren vermeintlichen Fehlern akzeptierte – aber da flimmerte die Luft über ihr.

Stumm betrachtete ich, wie die Lüge sich über ihrem Haupt manifestierte. Erst lag bloß ein dunkler Schimmer über ihrem Scheitel, dann stiegen die ersten Funken auf und verdichteten sich zu einer faustgroßen, tiefschwarzen Kugel. Jeder Sonnenstrahl schien von der Schwärze der Ióna angezogen zu werden und darin zu versinken, kalt und leer und tot. Unwillkürlich ballte ich die Fäuste und fixierte jene Dunkelheit, die mein Leben bestimmte. Mein Atem stockte, als ein Ruck durch die Kugel ging. Es zog sie in meine Richtung. Wie es sie alle zu mir zog.

Mein Instinkt wies mich an, zurückzuweichen. Er schrie geradezu, ich solle rennen und mich verstecken, irgendwo in der gleißenden Morgensonne, wo die Nacht keine Macht mehr hatte. Doch ich wusste, dass es zwecklos war. Denn Kinderlieder waren nichts als Lieder.

Das Licht hatte keine Chance gegen die Dunkelheit.

Langsam schwebte die Lüge auf mich zu. Als würde sie von unsichtbaren Wellen getroffen, erzitterte sie von Zeit zu Zeit und flog ein paar Fingerbreit zur Seite. Ihr Ziel aber war unbestreitbar, und ich wusste, dass sie es erreichen würde. Ich fixierte die Schwärze, presste die Lippen aufeinander und hielt den Atem an.

Es half nicht. Das tat es nie.

Als die flimmernde Ióna mich erreichte und geradewegs in meine Brust sank, entfachte sie brennenden Schmerz und trieb ihn prickelnd durch meinen gesamten Körper. Mein Herz stockte, Hitze stieg in meine Wangen und mir brach der Schweiß aus. Ich wollte schreien, wollte brüllen vor Pein und Qual, als mein Innerstes Feuer fing und glühend in die Höhe schlug. Doch meine Angst verbot es mir. Meine Erfahrung hielt mich aufrecht und drängte die Flammen zurück. Ich durfte nicht zusammenbrechen. Ich durfte nicht die Kontrolle verlieren. Nicht wegen einer einfachen Lüge, wenn diese Welt doch so viel Grausameres zu bieten hatte.

»Mädchen? Was ist mit dir?«

Ein fester Griff um meinen Arm holte mich zurück in die Wirklichkeit. Keuchend atmete ich ein, schluckte schwer und hob den Blick. Meine Auftraggeberin stand vor mir und musterte mich misstrauisch. Allein das Gefühl ihrer Haut an meiner fachte die in mir versunkene Lüge ein weiteres Mal an, sie pochte nah bei meinem Herzen und brachte es aus dem Takt. Ich widerstand dem Drang, mich von ihr loszureißen. Dann wäre das alles umsonst gewesen.

»Ihr habt gelogen«, flüsterte ich benommen und gab mein Bestes, ihre großen Augen zu fixieren. »Ihr habt gelogen.«

Der Griff um meinen Arm wurde fester. Meine Auftraggeberin warf einen Blick über die Schulter, dann drängte sie mich zurück, bis ich gegen die Tür zum Eingangsbereich stieß.

»Wie kannst du es wagen?«, zischte sie und schob mich forsch über die Marmorfliessen. Ich stolperte beinahe über meine ungelenken Füße, doch sie hielt mich auf den Beinen,

bis wir den Ausgang erreichten. »Du nennst mich vor meinem Mann eine Lügnerin? Elendes Straßenbalg!«

Jetzt erst bemerkte ich die Wut in ihrem Blick. Auch wenn ihr Mann uns sicher nicht mehr gehört hatte, hätte ich meine letzte Erkenntnis nicht laut aussprechen sollen. Doch so unsinnig es auch klang, ich hatte das Gefühl, dass der Schmerz erträglicher wurde, sobald ich seine Ursache nicht mehr für mich behielt. Sobald ich der Welt zeigte, was meine Qual verursacht hatte, verlor sie an Kraft. Vielleicht war das nur der Traum eines naiven Mädchens, doch ich klammerte mich an alles, was mir blieb. An jede noch so kleine Hilfe.

»Verzeiht mir, ich ... Ihr habt mich aufgesucht, damit ich für Euch Lügen erkenne ...«

»Seine Lügen, du dummes Gör!«

Ehe ich auch nur Luft holen konnte, hatte die Händlerrfrau bereits die Haustür auf- und mich hinausgestoßen. Ich stolperte und kam unsanft auf der gepflasterten Straße auf, doch der Schmerz war nichts gegen den der Lüge.

»Mehr steht dir nicht zu!«, rief sie und warf mir ein paar Münzen hinterher. Damit knallte sie die Tür zu.

Vorsichtig setzte ich mich auf und musterte meine schmerzenden Knie. Zum Glück war die Hose nicht eingerrissen, das hätte mir gerade noch gefehlt. Fahrig klopfte ich den Staub von dem dünnen Stoff und griff nach den Münzen. Es war nur die Hälfte des vereinbarten Preises, aber für unsere kleine Gruppe zählte jedes Silberstück.

Seufzend stand ich auf und schlug den Weg zurück zur Gondel ein. So früh am Morgen war im Händlerring kaum jemand unterwegs, vermutlich saßen alle noch beim gemütli-

chen Frühstück oder lasen Zeitung wie der ungeliebte Mann in der prachtvollen Villa hinter mir. Genau deshalb war ich vor Sonnenaufgang hierhergekommen. Schlafende Menschen boten keine Gefahr. Leere Straßen boten keine Gefahr. Dicke Steinmauern schützten mich vor neuer Dunkelheit.

An dem gewaltigen Tempel mit den tagsüber bunt strahlenden Glasscheiben bog ich links ab auf die Straße, an deren Ende der Gondelturm in die Höhe ragte. Mit seiner goldenen Kuppel überragte er sogar die prächtigen Wohnhäuser der Händler und war von Weitem zu sehen, genau wie die gewaltige Uhr über dem Eingang. In drei Minuten fuhr die nächste Gondel.

Der Wachmann vor dem geöffneten rechten Tor sah mir aus müden Augen entgegen, griff brummend nach meinem Passierschein und setzte einen gelben Stempel neben den violetten, den ich vor knapp einer Stunde im untersten Ring bekommen hatte.

»Danke sehr«, murmelte ich und der Mann winkte mich stumm durch in die riesige, menschenleere Wartehalle.

In einer Stunde würde es hier proppenvoll sein, denn die gewaltigen verglasten Gondeln waren der schnellste und praktischste Weg von einem Ring der Hauptstadt zum anderen. In regelmäßigen Abständen säumten riesige Masten die Hänge Asterins, verbunden durch ein beindickes Seil aus irgendeinem verdammt widerstandsfähigen Material, das selbst drei dieser gewaltigen Gefährte tragen konnte. Meira hatte einmal ausgerechnet, dass auf den Dutzenden Holzbänken einer Gondel mehr als zweihundert Menschen Platz hatten – und da war der kleine, abgetrennte Bereich für die vornehme

Gesellschaft und den göttlichen Yacantha-Orden noch nicht miteingerechnet.

Im Gegensatz zu den Straßen war die Gondel nicht komplett leer. Ich machte den Platz mit dem größten Abstand zu allen anderen Menschen aus und setzte mich eilig direkt an die gläserne Kuppel. Das missbilligende Mustern einer edel gekleideten Dame entging mir nicht, aber ich hatte gelernt, diesen stummen Verurteilungen keine Beachtung zu schenken. Vor allem nicht hier.

Vorsichtig lehnte ich den Kopf an die kalte Scheibe und wartete darauf, dass die Gondel losfuhr und mir den atemberaubenden Blick bot, den ich an dieser Stadt mehr als alles andere liebte. Eine Fahrt kostete etwa so viel, wie ich gerade verdient hatte, deshalb kam ich nur in diesen Genuss, wenn ein Auftraggeber aus den oberen Ringen mir einen Passierschein ausstellte. Über eine der steilen Treppen an den Seiten des Hanges hätte ich mehrere Stunden hier hinauf gebraucht statt nur zwanzig Minuten.

Ein Ruck durchlief das Gebilde aus Glas und Metall. Langsam schwebte die Gondel aus der Halle hinaus, und zum ersten Mal an diesem Tag glitt ein Lächeln auf meine Lippen.

Das erste Licht der noch kraftlosen Sommersonne tauchte Asterin in blasses Gold zeigte malerisch auf, warum man sie zu Recht die Stadt des Gleichgewichts nannte. Die oberen vier Ringe schmiegt sich an die Hänge des Kria-Berges, des letzten Ausläufers der Silberspitzen, als wäre er nur als Gerüst für die Hauptstadt unseres Landes aus dem Boden geschossen. Direkt an seinem Fuße tat sich ein ebenso gewaltiger Krater auf, als hätte die Göttin Yacantha der Höhe et-

was entgegensetzen wollen. Kreisrund fiel die Erde ab und spiegelte die Form des Berges in den Boden hinein. Dort lagen die unteren Ringe. Mein Zuhause, dem ich entgegenfuhr und nun doch noch keinen Blick schenken wollte.

Lieber sah ich auf zum Gipfel des Kria. Dort erstrahlten die silbrigen Mauern des größten Tempels der Stadt herrschaftlich und mächtig, die auf gewaltigen Säulen thronende weiße Kuppel brach das Licht in Tausende kleine Strahlen. Übertroffen wurde die Schönheit des Tempels bloß von dem knapp darunter thronenden Palastkomplex. Im Zentrum des ersten Ringes ragten die Türme des Sitzes der Königsfamilie, der obersten Priester und der Wächter in die Höhe. Diese drei Gruppen bildeten den Orden der Yacantha. Von der Architektur her glich der Palast eher einer uneinnehmbaren Festung, doch brachten die goldenen, flachen Runddächer und die verzierten Türme an den vielen offenen Terrassen eine ganz eigene Eleganz mit sich. Um diese Pracht einmal von innen zu sehen, würde ich auch in meiner jetzigen Verfassung den Menschenmassen trotzen. Vermutlich.

Starr sah ich nach oben, immer zum strahlenden Berggipfel. Dieses Licht war es, wonach ich mich sehnte, und das ich doch mehr als alles andere fürchtete.

Wenn es mir gut genug ging, strich ich in der Nacht mit Meira in den höheren Ringen über die Dächer, um dem fröhlichen Treiben dort zuzuschauen. Dem wirklichen Leben, das für mich mehr als unerreichbar war. Denn mit dem Leben kam die Dunkelheit. Je tiefer der Ring lag, desto mehr Menschen waren im Morgengrauen schon wach und desto mehr schwarze Kugeln stiegen aus der Stadt auf und dem Himmel

entgegen. Unwillkürlich ballte ich die Fäuste, als eine kopfgroße Íóna keinen Schritt von der Gondel entfernt aufstieg.

Tod, wisperte eine Stimme in meinem Kopf. *Tod*.

Mein Atem stockte. Ich meinte die Kälte schon zu spüren, den brennenden Schmerz in meinem Inneren, den diese dunkle Energie in mir entfachen würde. Doch in der Gondel war ich sicher. Die Íóna taumelte kurz, ruckte in meine Richtung, das Glas aber vermochte sie nicht zu durchdringen.

Erst als die Gondel in den Krater glitt, sah ich nach unten. Der fünfte Ring ragte bereits tief in den Krater hinab und war übersät von Feldern, auf denen die Bauern die verschiedensten Getreide- und Gemüsesorten zur Versorgung der Hauptstadt anbauten. Im untersten sechsten Ring folgten die Behausungen eben jener Bauern – und aller anderen Menschen, die keinen Platz in den oberen Vierteln hatten.

Alles unterhalb der instabilen Häuschen bedeckte schwarzes Lavagestein. Angeblich sandten Vulkane aus dem Gebirge das flüssige Feuer unterirdisch bis nach Asterin. Ich hielt das für ziemlichen Mist, aber es war mir auch egal, woher die Lava kam. Sie floss nun mal neben den Feldern aus der Kraterwand und rann auf die Mitte zu, bis sie dort erkaltete.

In der Stadt spekulierte man viel darüber, ob unter der dicken Steinschicht im Zentrum des Kraters wirklich weitere Ringe lagen. Meira und ich wussten es. Gerade die Bauernkinder machten sich einen Spaß daraus, nach geheimen Eingängen zu suchen – Jodan und seine Jungs hatten einen gefunden. Schon Jahre bevor sie mich aufgenommen hatten, hatten sie im verschütteten Teil der Stadt ihr Unwesen getrieben. Unser Zuhause nannten sie deshalb liebevoll den siebten Ring.

Was meinst du, Rieka?, hatte Sim mich gestern Abend zwinkernd gefragt. Vielleicht ist Asterin nicht nur die Stadt des Gleichgewichts, wie es der Göttin gebührt. Vielleicht ist sie auch eine Stadt der Gegensätze. Hoher Berg und tiefer Kessel, glühende Lava und reißendes Wasser.

Ja, vielleicht war es so. Ich legte den Kopf in den Nacken und beobachtete den rauschenden Wasserfall, der sich vom ersten in den dritten Ring ergoss. Der Livra-Fluss schlängelte sich bis zur Königsstraße hinab, darunter hindurch und mündete weiter westlich in den Roten See. Ich hatte Bilder davon gesehen und stellte es mir faszinierend vor, irgendwann mal auf die unendliche Weite zu blicken. Vielleicht mit Meira, für ein paar Tage, wenn sie sich hier ein Leben aufgebaut und ich ... mich unter Kontrolle hatte. Ich hätte mich für diesen Gedanken selbst auslachen können.

Ein leises Klonk ertönte, als die Gondel den Turm des sechsten Ringes erreichte. Die drei verbliebenen Gäste verließen die Gondel, während ich einen weiteren Moment hinter dem schützenden Glas verharrte. Fern von allem, was mich noch gefährlicher machen könnte, als ich es ohnehin schon war. Der Weg zu Cons Gasthof war nicht weit, und doch fuhr ein Zittern durch meine Glieder, als ich an den Trubel der Straßen dachte, der zwischen mir und meinem ruhigen Zimmer stand.

Wer wie du die halbe Woche nur im Dunkeln hockt, hat überhaupt nichts in der Hauptstadt Yacanthas zu suchen, hallte Iphas' amüsierte Stimme in meinen Gedanken nach.

Tief durchatmend stand ich auf und trat hinaus in die stickige Kraterluft.

Niemand verstand, dass ich gar nicht suchen wollte.



»**K**omm schon, Novak. Ich bin die letzten zehn Tage durch die Wälder vor Asterin gewandert und erst seit zehn Minuten wieder hier, da kannst du einem guten Freund wie mir doch nicht einfach das Geld aus der Tasche ziehen. Vor zwei Wochen habe ich dir zwei Bronzestücke gezahlt, da bin ich mir sehr sicher.«

»Ach ja? Ich bin mir sehr sicher, dass ich hier die Preise mache, Kae«, brummte Novak so missmutig, dass die Schälchen auf seinem Bauchladen vibrierten. »Trotzdem diskutiere ich jede Woche mit dir.«

Ich nickte ernst. »Bei Kirschkuchen verstehe ich keinen Spaß. Es ist Schicksal, dass du noch einen dabei hast.«

»Dann rück mit den vier Bronzestücken raus.«

»Sagen wir drei.«

Der Bäckersohn stöhnte laut auf und schob augenverdrehend eines der Schälchen nach vorn. »Kerle wie du treiben uns in den Ruin! Mein Vater wird mir was erzählen.«

»Davon, wie dankbar er mir noch immer ist, weil nur er den Brotvorrat der Wächter auffüllt?«

Zufrieden warf ich drei Münzen auf die dünne Holzplatte vor Novaks Bauch, griff nach dem letzten knusprigen Kuchenstück, pflückte die erste Kirsche herunter und schob sie mir zwischen die Lippen. Die Süße explodierte auf meiner

Zunge und machte die Anstrengung der letzten Tage beinahe wieder wett.

Novak zog das leere Schälchen zurück, während er mich mit einem düsteren Blick durchbohrte. »Das wirst du mir auch in fünf Jahren noch erzählen, oder?«

»Falls deine Kuchen dann noch genauso gut schmecken? Natürlich. Bis nächste Woche!« Ich winkte ihm zum Abschied und ging an ihm vorbei.

In der leeren Gondelhalle hörte ich sein Schnauben überlaut und grinste in mich hinein. Natürlich hätte ich auch den vollen Preis zahlen können, als Mitglied der Wächter Asterins verdiente ich nicht schlecht. Allerdings wusste ich, dass ich der Bäckerei seines Vaters einen wirklich guten Vertrag verschafft hatte – und ich legte jede Münze zur Seite, die ich nicht unbedingt ausgeben musste. Nur so konnte ich einmal im Monat zehn Tage aus der Stadt verschwinden, um auch ohne offizielle Mission durch die Wildnis zu streifen und Beweise zu sammeln. Damit mir endlich jemand glaubte. Nach monatelanger Arbeit könnte es heute so weit sein.

Im Laufen nahm ich den ersten Bissen vom besten Kirschkuchen des Landes, trat aus der Halle hinaus auf den sonnenbeschienenen Weg und sah die uneinnehmbaren weißen Mauern des Palastkomplexes vor mir. Wie jedes Mal, wenn ich hierher zurückkehrte, durchfluteten Ehrfurcht und Dankbarkeit meine Adern. Auch der gigantische Tempel der Yacantha am höchsten Punkt des Gipfels war schön. Mehr als schön, eindrucks- und geheimnisvoll. Doch der Palast war mehr.

Er war mein Zuhause.

Noch vor Sonnenaufgang war ich heute Morgen aufgebrochen, um über die Königsstraße nach Asterin zurückzukehren. Sie bildete den einzigen Zugang zur Hauptstadt Yacanthas und verlief genau auf der schmalen Fläche zwischen dem Kria und dem Krater. Von hier oben wirkten die Menschenmassen zwischen den massiven Stadttoren wie wuselnde Ameisen.

Ein Lächeln glitt auf meine Lippen, als ich den Anblick des geschäftigen Treibens in mich aufzog – und den der unzähligen Íonas, die von überall her gen Himmel stiegen.

Zwischen den schwarzen strahlten die weißen hell wie Sterne. In ihnen pulsierte die Macht der Entscheidung, die Macht des Gleichgewichtes, das wir Wächter verteidigten. In den letzten Tagen hatte ich kaum eine der kleinen Kugeln in meiner Nähe gespürt, nun hüllte ihre Präsenz mich ein und fachte meinen Herzschlag an. Asterins Schönheit verhieß Sicherheit und Kraft.

Das tat besonders gut, da meine Reserven völlig erschöpft waren. Doch nun war nicht die richtige Zeit, um mich zu konzentrieren und die helle Kraft in mich aufzunehmen. Das würde ich später in Ruhe mit meinem Vater zusammen machen.

Als wollte die Göttin mich gerade an die richtige Zeit erinnern, schlug in diesem Moment die Uhr über dem Gondelturm und die Ruhe in meinem Inneren wich Aufregung. Es war genau zwölf Uhr.

Etiam erwartete mich.

Eilig hielt ich auf das gewaltige Flügeltor zu. Es bot den einzigen Zugang zu den drei Palästen, und wie immer standen zwei Wächter in strahlend weißer Rüstung davor.

»Guten Morgen!«, grüßte ich die beiden freundlich und wartete hoffnungsvoll darauf, dass sie mich erkannten und durchwinkten.

Leider erntete ich stattdessen starre, auffordernde Blicke.

Seufzend nahm ich den restlichen Kuchen zwischen die Lippen, um mit beiden Händen meinen Mantel abzutasten. Natürlich erkannten sie mich nicht, in Asterin gab es mehr Wächter als im gesamten übrigen Land. In der linken oberen Tasche wurde ich fündig und zog triumphierend die kleine, im Licht silbern funkelnde Brosche hervor, die ich in der Wildnis lieber sicher verstaut hatte. Schnell steckte ich sie an, berührte sacht das kühle Metall, konzentrierte mich und sandte eine Spur der mir verbliebenen Kraft in das Erkennungszeichen der Wächter: die Waage der Göttin Yacantha. Das warme Gefühl der Macht rauschte durch meine Venen, und als ich lächelnd den Kuchen aus meinem Mund zog, nickten auch die beiden Wächter.

»Danke sehr. Einen schönen Tag noch«, sagte ich freundlich und durchquerte das Tor.

Ich nahm ihnen ihr Zögern nicht übel, der Großteil der Wächter verließ den Palast bloß in der weißen Uniform. Mir war sie schlicht zu unbequem.

Ich betrat den Innenhof der Palastanlage. Entgegen mancher Vorstellungen war es nicht bloß ein gigantisches Gebäude, es waren drei. Hier im Zentrum des ersten Ringes befanden sich die wichtigsten Vertreter der drei Glieder des göttlichen Ordens nah beieinander: die Wächter, die über die Kraft der Íonas geboten, die Priester, die den Willen der Göttin in die Welt trugen, und der König, der diese beiden

Kräfte im Willen des Volkes zusammenführte. Die drei länglichen Bauten – geradezu der der Königsfamilie, links der Sitz der Priester, rechts der Bereich der Wächter – umschlossen den mit weißen Marmorplatten ausgelegten Innenhof vollständig, in dessen Zentrum ein nicht minder prachtvoller Brunnen thronte. Über die zwei flachen Schalen der mannshohen Waage plätscherte das Wasser in das Becken.

All das Weiß durchbrachen bloß die grünen Kronen der Bäume, die in regelmäßigen Abständen vor den Palästen dem Himmel entgegenwuchsen.

»Aceyo! Gut, dass ich dich ...«

Der plötzliche schwere Griff an meiner Schulter jagte mir einen gewaltigen Schreck ein. Ich zuckte zusammen, japste lautstark auf, fuhr herum – und sah wie in Zeitlupe zu, wie mir der beste Kuchen des ganzen Landes aus der Hand glitt.

»Nein!«, entkam es mir ohne mein Zutun, gerade als der wunderbar knusprige Teig auf dem Steinboden zermatschte und die köstliche Kirsche voller Schwung davonrollte. Sie landete direkt vor einem weißen Paar Stiefel.

»Huch! Das tut mir aber leid, ich wollte dich nicht erschrecken.«

Mit schmerzendem Herzen sah ich auf und wäre fast erneut zusammengezuckt, als ich erkannte, wer vor mir stand. Im Gegensatz zu mir trug der ältere Mann die weiße Rüstung der Wächter und in der Hand die klassische Hellebarde mit weißem Schaft. Die ergrauten Schläfen und das Meer der Falten auf seiner gebräunten Stirn hätten ihn gebrechlich erscheinen lassen können. Ich erlag diesem Irrglauben nicht,

denn ich kannte Pacem – wenn auch nicht so gut wie der, mit dem er mich gerade verwechselte.

»Ähm ... Meister Pacem.« Schnell richtete ich mich auf und räusperte mich. »Das ... das macht doch nichts.«

Der Meister des Hellebardenkampfes schüttelte bedauernd den Kopf. »Es tut mir wirklich leid, Aceyo. Einen so guten Kuchen zu verschwenden ...«

»Ach. Ich kaufe mir morgen einen neuen«, erwiderte ich mit einem gezwungenen Lächeln und sehr bemüht, nicht wehleidig zu dem verschwendeten Leckerbissen zu schielen. Yacantha, ich war so ein Tollpatsch. »Und es tut mir leid, Euch zu enttäuschen, aber ich bin Kaelys, nicht Aceyo.«

»Oh. Verzeih, mein Junge. Da koste ich dich deinen Kuchen und erkenne dich nicht einmal.« Pacem lachte, dass seine Augen ganz klein wurden. »Ich sollte mich an die Zwillinge unter den Wächtern gewöhnt haben, aber mit euch beiden hat Yacantha sich wahrlich selbst übertroffen.«

»Das hören wir öfter.« Unsicher rang ich die Hände.

Pacem hatte in den letzten dreißig Jahren jedes Kind der Wächterfamilien im ersten Jahr der Ausbildung unterrichtet und eingeschätzt. Auch Ace und mich.

»Nun, Kaelys. Du scheinst eine lange Reise hinter dir zu haben«, stellte Pacem nach einem Blick auf meinen prall gefüllten Rucksack fest.

Ich nickte. »Allerdings. Ich habe in der Umgebung Asterins meine Dokumentationen fortgeführt.«

»Dokumentationen?«, wiederholte Pacem interessiert. Seine dunkle, beruhigende Stimme weckte in mir Erinnerungen an längst vergangene Übungsstunden.

»Ich beobachte die Sterne«, erklärte ich. »Ihre Umlaufbahnen und Konstellationen.«

»Ein Forscher, soso. Deshalb hatte ich nicht mehr vor Augen, dass Aceyo einen Zwilling hat. Du bist kein Teil der Wache.«

Ich nickte erneut und erwiderte seinen Blick, als er mich intensiv musterte. Pacem sprach immer frei heraus. Ich hatte damit niemals ein Problem gehabt, denn ich wusste um meine Stärken und vor allem um meine Schwächen. Der Anblick der eleganten Hellebarden der Wächter hatte mir immer Respekt eingeflößt und tat es noch. Nach vier Jahren der Ausbildung hatte ich die Abschlussprüfung nur knapp bestanden, während mein Bruder als Bester unseres Jahrganges hervorgegangen war. Heute hatten wir beide genau das erreicht, wovon wir immer geträumt hatten.

»Kaelys ... Doch, ich erinnere mich an deinen Namen.«

Mein Herz setzte einen Schlag aus. Unschuldig sah ich zu Pacem und schickte ein Stoßgebet zu Yacantha, er möge nicht ...

»Hast du nicht bei der Abschlussprüfung deine Hellebarde zerbrochen?«

... an die Prüfung denken.

Ich hob die Schultern und versuchte mich an einem unschuldigen Lächeln. »Ich fürchte, sie hatte vorher schon einen Knacks.«

Pacem lachte auf, dass seine grauen Augen funkelten. »Den haben die Übungswaffen alle, aber zerbrochen ist lang keine mehr. Nun, offensichtlich warst du zu etwas anderem berufen. Und du bist uns allen zumindest im Gedächtnis geblieben, als du den Stab im Anschluss sehr kreativ genutzt hast.«

»Zumindest etwas.«

»Deine Schutzschilde waren damals schon sehr ordentlich.«

Ich zwang mich zu einem Lächeln. Der praktische Kampf der Abschlussprüfung hatte eben jene Schwächen, derer ich mir selbst so bewusst war, der gesamten Welt der Wächter präsentiert. Denn nicht nur der Kampf mit der Hellebarde fiel mir schwer, abgesehen von den Schutzschilden lag mir auch der aktive Umgang mit den Iónas nicht. Nur durch mein eigenes magisches Wirken war meine Waffe damals zerbrochen. Ich hatte immer das Gefühl, die gleißende, weiße Kraft unserer Welt würde sich mir widersetzen, sobald ich mehr tun wollte, als sie nur ein wenig umzulenken.

»Nicht jeder ist zum Kämpfen geboren«, bemerkte Pacem offen und sah versonnen an seiner Hellebarde hinauf.

In das elegant geschwungene Blatt der großen Barte waren die Umrisse einer Waage eingelassen. Das Sonnenlicht schimmerte in den schmalen Waagschalen, als seien sie gefüllt mit flüssigem Gold.

Auch Etiam hatte es an den Waffen immer viel schwerer als seine Schwester, aber das Forschen und Lehren ist seine Berufung. Bei Vanya hätte ich meinen Sohn nicht in die Lehre geschickt. Yacantha hält für jeden von uns eine Aufgabe bereit.«

Ich dachte noch über seine Worte nach, als ein weiterer Wächter zu uns trat. Auf seinem weißen Brustpanzer prangte die Waage mit der Krone darüber. Er war ein Mitglied der Garde König Torams.

»Pacem. Gut, dass ich Euch hier treffe«, begrüßte er den alten Meister. »Habt Ihr es schon gehört? Es ist wieder ge-

schehen, zehn weitere Wächter sind nicht zurückgekehrt. Diesmal ist ...«

Als hätte er mich jetzt erst bemerkt, brach er mitten im Satz ab und sah mit verengten Augen zu mir.

»Kümmert Euch nicht um den Jungen, Roshin. Bald wird ohnehin jeder Wächter von den Geschehnissen erfahren«, bemerkte Pacem beschwichtigend.

Vermutlich hatte er recht, innerhalb des göttlichen Ordens verbreiteten sich wichtige Geschehnisse meist sehr schnell. Allerdings ging ich den Anliegen der Wächter, die sich nicht wie ich so lang wie möglich im Palast verkrochen, nur allzu gern aus dem Weg.

»Ich bin ohnehin spät dran«, sagte ich also und bückte mich eilig, um die kläglichen Überreste des Kuchens aufzusammeln, bevor ich den beiden Männern höflich zunickte. »Einen schönen Tag noch.«

»Viel Erfolg mit deinen Forschungen!«, erwiderte Pacem. Kaum war ich einen Schritt vor ihnen, sprach er weiter: »Nun schreibt nicht jede Verspätung einer bedrohlichen Ursache zu, Roshin. Wir beide wissen, dass jeder Auftrag durch so manchen Zwischenfall mehr Zeit in Anspruch nehmen kann.«

»Fast dreißig werden vermisst. Das sind zu viele Zwischenfälle, Pacem. Wir müssen die Bedrohung so früh wie möglich identifizieren. Ich werde mit Vanya darüber reden und den König informieren – wir dürfen nicht tatenlos danebenstehen.«

»Nur die Ruhe. Sicher wird unsere Anführerin bald eine Versammlung einberufen und Maßnahmen ergreifen. Bei Entscheidungen dieser Art ist sie wahrlich nicht zimperlich.«

Um nicht unfreiwillig weiter zu lauschen, beschleunigte ich meine Schritte. Wenn es um die Angelegenheiten der Wächter ging, wusste ich meine Neugier zurückzustellen. Wie Pacem richtig bemerkt hatte, gehörte ich nicht zur Wache der Wächter. Ich patrouillierte nicht in der Stadt, ich sorgte nicht auf den Straßen für Ordnung. Ich wusste mich zu verteidigen, aber seitdem ich die Grundausbildung hinter mich gebracht hatte, verkroch ich mich nur allzu gern in meinem Turm des Palastes – ohne jemals nach einer Waffe greifen oder die Kraft der Iónas nutzen zu müssen. Wenn Vanya eine verpflichtende Versammlung für alle Wächter einberief, saß ich dieser bei. Ansonsten hatte der Himmel so viel mehr zu bieten.

Gerade hatte ich den Brunnen passiert und den Kuchen in dem dort stehenden Abfalleimer entsorgt, da fiel mir eine Gestalt ins Auge. Schneller als die meisten anderen hastete sie über den Hof auf das hohe Eingangsportal des Wächterpalastes zu. Plötzlich schien mein Rucksack schwerer zu werden, als drückten die gesammelten Beweise ihn Richtung Boden.

»Etiam, warte!«

Der beste Mathematiker der Wächter Asterins hielt inne, ganz ohne zusammenzuzucken und alles von sich zu werfen. Er war in ein schlichtes, dunkelblaues Gewand gehüllt und trug die schulterlangen schwarzen Haare im Nacken mit einem Band zusammengefasst. In der linken Hand hielt er einen Schlüsselbund, die rechte verdeckte ein lederner Handschuh. Er zeigte seine Prothese selten öffentlich.

»Kae. Yacantha sei Dank«, begrüßte er mich und wirkte ehrlich erleichtert. »Wärst du bis heute Abend nicht zurück

gewesen, hätte ich Aceyo und Reese nicht davon abhalten können, dich zu suchen.«

Ich runzelte die Stirn und kam neben ihm zum Stehen. Nach diesem Wink mit dem Zaunpfahl könnte auch die Göttin keine Zurückhaltung von mir erwarten.

»Ist in meiner Abwesenheit etwas vorgefallen?«

Etiam nickte. Im Sonnenlicht schimmerten die ersten grauen Strähnen in seinen Haaren.

»Einige Wächter sind noch nicht von ihren Missionen außerhalb der Stadt zurückgekehrt. Meine Schwester wird später wohl eine Versammlung einberufen, um über das weitere Vorgehen zu debattieren. Es kursieren viele Theorien darüber, was ihnen zugestoßen sein könnte«, erklärte er mit seiner tiefen, melodischen Stimme und zwinkerte mir zu. »Aber noch weiß niemand, ob sie nicht alle einfach nur länger für den Rückweg brauchen. Vielleicht kurieren sie auch eine Grippe aus, bevor sie zurückkommen.«

Ich schmunzelte. »Das wäre eine gute Schlagzeile: Grippe zwingt Wächter in die Knie. Asterin versinkt im Chaos.«

Etiam lachte leise. »Damit würden sich die Zeitungen auf jeden Fall gut verkaufen.«

Nebeneinander traten wir durch das tagsüber stets geöffnete Tor zur Eingangshalle der Wächter. Jeder der drei Paläste hatte eine solche vorgelagerte, schmale Halle, durch die man zu den wichtigen Räumen im hinteren Bereich gelangte. In der Halle selbst war nichts – abgesehen von den Dutzenden gewaltigen Säulen, auf denen die gewölbte Decke thronte. Laut hallten unsere Schritte von den ebenfalls marmornen Wänden wider, während der glatt polierte Boden unsere Sil-

houetten spiegelte. Wie die Säulen war dieser mit allerlei geometrischen Mustern verziert. Dabei glich die linke Hälfte exakt der rechten, wie es sich gehörte für die Stadt des Gleichgewichts. Erst dreißig Meter vor uns begann der eigentliche Palast: eine breite Treppe führte zu den oberen Stockwerken hinauf, dahinter gingen drei Gänge ab.

»Du bist also nicht weiter besorgt wegen dieser Vorkommnisse?«, fragte ich vorsichtig nach und dachte an Roshins Zweifel.

Etiam aber schüttelte den Kopf. »Solange der König keinen Notstand beschließt, gibt es auch keinen Grund zur Besorgnis. Und falls es doch zu dieser Situation kommen sollte, sollten wir bis dahin Ruhe bewahren. Panik hilft niemandem.«

Wir gingen an der Treppe vorbei und folgten dem geradeaus führenden Gang.

»Abgesehen davon hast du in den letzten Tagen nicht viel verpasst«, erzählte Etiam weiter. »Ich habe die Kirschkuchen bei diesem Bäcker probiert, den du mir empfohlen hast. Sie waren exquisit.«

Ja, ich weiß, seufzte ich innerlich. Ich würde mindestens drei weitere Stücke brauchen, um den Verlust des einen zu überwinden.

»Novaks Vater macht die besten Kuchen der Stadt!«, bestätigte ich dennoch. »Glaub mir, ich habe sie alle probiert.«

»Das glaube ich dir tatsächlich«, bemerkte Etiam schmunzelnd und nickte einer Gruppe bewaffneter Männer in weißen Rüstungen zu, die unseren Weg kreuzten.

Nur mehr Training war genug Training.

Hinter dem Versammlungsraum hielten wir vor Etiams Büro, das er sich mit seiner Zwillingsschwester Vanya teilte.

So ordentlich ein logisch denkender Mathematiker und die Anführerin der Wächter nach den meisten Vorstellungen sein sollten – in Etiams und Vanyas Welt war Ordnung offensichtlich überflüssig.

Er blickte sich kurz nachdenklich um, dann hob er einen Stapel Bücher von einem der vielen kleinen Hocker, die die beiden immer wieder als zusätzlichen Ablageplatz herbeischafften, und verteilte sie auf drei andere Plätze. All die Regale waren längst überfüllt, eigentlich war der Raum auch zu klein für zwei so wichtige Wächter. Doch wenn ich ihm glauben konnte, genoss er jeden Moment mit seiner viel beschäftigten Schwester und sie bestritt nicht, dass seine Anwesenheit ihr ansonsten eher aufgewühltes Gemüt beruhigte. Für die wichtigen Besprechungen, zu denen Etiam als Forscher nichts beizutragen hatte, grenzte ein weiterer Raum direkt an dieses Büro an.

»Setz dich, Kae, und erzähl mir von deiner Reise.« Etiam sank in den Sessel hinter dem rechten Schreibtisch und sah mir neugierig entgegen. »Hast du ein paar neue, interessante Konstellationen entdeckt, mit denen wir die Astrologen verärgern können?«

Ich schmunzelte. Wie ich war Etiam ein Mann der Logik, ständig auf der Suche nach dem nächsten mathematischen Problem und dessen Lösung. *Immer weiter voran* – das war sein Motto. Ich konnte von Glück sagen, dass er mich vor ein paar Jahren unter seine Fittiche genommen hatte, denn für das Verständnis unseres Nachthimmels war die Mathematik unerlässlich. Er hatte mir viel beigebracht. Sein Lohn war heute, dass ich für ihn wilde Behauptungen der in Aste-

rin leider sehr beliebten Astrologen widerlegte. Denn so gern ich daran glaubte, dass Yacantha uns in den Sternen Nachrichten hinterließ – der Verlauf eines Himmelskörpers folgte berechenbaren und erklärbaren Mustern. Und er hatte viel Faszinierendes an sich, aber keinerlei Einfluss auf das aktuelle Liebesleben mancher Menschengruppen.

Doch ich war nicht hier, um die von mir betriebene As-
tronomie von der Astrologie abzugrenzen. Ich setzte mich, atmete einmal tief durch und stellte den Rucksack zwischen meinen Füßen ab. Langsam öffnete ich die Schnüre an der Seite, schob das Leder auseinander und zog eine Pergamentrolle hervor.

»Das nicht. Mein Fokus lag diesmal eher auf den Wäldern vor Asterin«, erwiderte ich und legte die Rolle mit klopfendem Herzen auf den Tisch.

Etiam griff mit der unversehrten linken Hand nach dem Pergament. Ohne eine Miene zu verziehen, beschwerte er die Ecken mit vier beinahe abgebrannten Kerzen und musterte die darauf abgebildete Karte des Waldes der Träume. Oben rechts markierte ein Kreuz Asterin, die Königsstraße verlief von der Hauptstadt aus am Rand entlang nach Westen.

»Ich erinnere mich«, stellte er leise fest. »Diese Karte hast du mir im letzten Jahr schon gezeigt.«

Ich nickte. »Damals habe ich angefangen, neben den Sternen auch meine anderen Beobachtungen zu dokumentieren. Jeden Monat habe ich eine andere Farbe genutzt«, erklärte ich und deutete auf die Legende. »Die bunten Flächen markieren die Bereiche, in denen ich die dunkle Aura gesehen habe.«

Etiams Miene zeigte keine Regung, während er meine Aufzeichnungen betrachtete und studierte, wie viel größer die markierten Bereiche mit jedem Monat geworden waren. Die Linie, die ich gestern gezogen hatte, umfasste ein Gebiet von mehreren Meilen Durchmesser und erstreckte sich von den Silberspitzen bis zur Königsstraße.

»Der Wald der Träume ist sehr alt, Etiam. Die Bäume sind widerstandsfähig. Doch eine Meile weiter westlich stehen jüngere Sprosse.« Ich griff erneut in den Rucksack und holte eine kleine Holzschachtel hervor, die ich über den Tisch schob. »Ich habe die Veränderungen über das letzte Jahr hinweg beobachtet und sage dir, dass sie in einem weiteren Jahr völlig zerfallen sein werden. Aus dem Wald der Träume wird ein Moor werden, oder Schlimmeres.«

Mein Gegenüber warf nur einen kurzen Blick auf die verdorbenen Blätter in der Schachtel, bevor er wieder zu der Karte sah. Lange blieb es still, bis Etiam aufseufzte.

»Seit einem Jahr gehst du jeden Monat auf eigene Faust los und untersuchst den Wald, Kae. Du steckst so viel Energie und Zeit in diese Arbeit. Aber ich habe es nicht ohne Grund abgelehnt, dich diese Phänomene offiziell untersuchen zu lassen.« Kopfschüttelnd lehnte er sich zurück und umfasste den linken Unterarm, um ihn geistesabwesend zu massieren. »Ich möchte deine Dokumentation nicht anzweifeln. Aber selbst wenn deine Hypothese nicht völlig absurd wäre, könnte niemand sie überprüfen. Du allein hast die Fähigkeit, in einer gewirkten Energiemanipulation die Aura ihres Erzeugers zu erkennen. Diese Fähigkeit gab es vor dem Schattenkrieg das letzte Mal. Wie sollte ich Vanya belegen, dass der Zerfall

des Waldes nicht natürlich geschieht? Schwarze Energie ist dem Gleichgewicht nach überall im Umlauf, und wenn sie in großen Mengen in die Landschaft eindringt, kann sie diese verändern. So ist auch die Wüste entstanden. Daran ist absolut nichts Unnatürliches. In den letzten Jahrzehnten wird es ohnehin immer wärmer und die Wälder gehen zurück.«

Ich presste die Lippen aufeinander, denn das hatte ich schon viel zu oft gehört. Die wenigsten Wächter wurden mit einer besonderen *magischen Fähigkeit*, wie sie es nannten, geboren – und meine war in den letzten Jahren mehr Fluch als Segen gewesen.

Jeder Wächter war dazu in der Lage, die Energie der Íónas umzuleiten und bis zu einem gewissen Grad in sich zu speichern. Dabei lernte jedes Kind im königlichen Palast zuerst, sich vor den schwarzen Íónas zu schützen, die aus den böswilligen und selbstsüchtigen Entscheidungen der Menschen hervorgingen.

Meine Fähigkeit bestand darin, zu erkennen, wer welche Kraft genutzt hatte. Würde Etiam in diesem Moment mithilfe der Íónas einen Stapel Bücher umwerfen, würde ich seine Aura in der Energie erkennen.

Ich konnte es nicht genau erklären – aber ich *wusste*, dass die dunkle Veränderung des Waldes bewusst herbeigeführt wurde. Es waren nicht einfach zu viele schwarze Íónas in den Wald eingedrungen, wie es immer mal wieder geschah. Ich *sah* Spuren einer bewussten Manipulation in den verwelkenden Blättern, in den sterbenden Bäumen und im verfaulenden Boden. Und ich würde bei meinem Leben schwören, dass ich eben solch eine Aura noch nie gesehen hatte. Denn

wenn ich sie erkannte, *konnte* sie nur von einem Menschen herrühren.

»Ich spüre die Kraft eines Menschen in diesem Wald, Etiam«, flüsterte ich. »Ich weiß, dass das unmöglich ist. Ich weiß, dass seit dem Schattenkrieg niemand mehr übrig ist, der die schwarzen Iónas zu nutzen vermag, dass sie uns Wächtern nur Schmerzen zufügen und dass heute kein menschlicher Körper sie mehr aufnehmen kann, ohne sich grausam zu verändern.«

Geradezu verzweifelt stand ich auf und stützte die Hände auf der Tischplatte ab. »Aber ich weiß auch, was ich sehe! Die schwarze Energie ist von Menschenhand in den Wald geleitet worden. Da ich die Aura keiner Person zuordnen kann, kenne ich den dahinterstehenden Wächter nicht. Aber ich habe beobachtet, wie das Verderben sich immer weiter ausbreitet, also bitte, weise mich nicht wieder ab. Diese Energie könnte jederzeit den Weg nach Asterin finden, wir müssen etwas unternehmen!«

Und er war meine einzige Chance dazu. Denn er genoss das Ansehen des gesamten Ordens, weil er in seiner Jugend nicht nur in der Wache gekämpft, sondern nebenher geforscht hatte. Er hatte den Weg für alle wie mich geebnet, die trotz ihrer angeborenen Fähigkeit, die Iónas zu sehen, einen Weg abseits von Kämpfen und Patrouillen einschlagen wollten. Vor ihm hatten sich bloß die Gelehrten der Forschung verschrieben, heute tat es auch ein kleiner Teil der Wächter. Vor allem jene, die genau wie Etiam und ich nicht sonderlich begabt im Umgang mit den strahlenden Iónas waren.

Abgesehen davon war er Vanyas Zwillingbruder.

Ehrliches Bedauern fand den Weg auf Etiams Züge. »Kae, du weißt, dass meine Schwester solch einem Verdacht niemals nachgehen würde. Auch auf mein Bitten hin nicht. Der Schattenkrieg liegt siebenhundert Jahre zurück. Damals beherrschte der Clan der Schattenwächter die schwarzen Iónas, doch sie wurden alle vernichtet und man hat nie wieder jemanden gesehen, der die schlechten Entscheidungen zu nutzen vermochte. Anstatt zu behaupten, es gäbe noch einen von ihnen, könntest du mir auch erzählen, dass ein Mammut die letzte Eiszeit überlebt hat und vor Asterin langläuft.« Er schüttelte den Kopf. »Die Schattenwächter gibt es nur noch in Legenden, Kaelys.«

»Ich habe meine Fähigkeit oft genug unter Beweis gestellt!«

»Auch das weiß ich. Aber ...«

»Begleite mich.«

Überrascht runzelte Etiam die Stirn.

»Begleite mich beim nächsten Mal«, wiederholte ich und ballte die Fäuste. »Als du meine Fähigkeit geprüft hast, konnte ich unter fünfzig Wächtern denjenigen auswählen, der einer Ióna bloß einen kleinen Schubs gegeben hat. Du bist einer der wenigen, der mir glaubt, dass ich diese Fähigkeit habe.«

Weil sie mir bei meiner sonstigen *Unfähigkeit* eine solche Gabe nicht zutrauten. Weil sie idiotischerweise glaubten, dass ich mich damit aufspielen wollte. Dass ich bei meinen Behauptungen sichtbarerweise keine Lüge erzeugte, lag ihrer Meinung nach daran, dass ich eben daran glaubte. Es war lächerlich, doch es hatte mich nie gestört.

Bis vor einem Jahr.

»Also begleite mich und sieh dir das Ausmaß selbst an. Falls du dann noch immer der Meinung sein solltest, dass die Veränderungen völlig natürlich sind und ich diese Sache ruhen lassen sollte ... werde ich mich fügen.«

Noch einmal musterte Etiam nachdenklich die Karte und strich mit dem linken Zeigefinger über die unregelmäßigen Linien.

»Nun gut«, sagte er schließlich und nickte langsam. »Im nächsten Monat werde ich dich zwei Tage lang begleiten und mir ein Bild machen. Weil ich deine Fähigkeiten zu schätzen weiß, Kae. Nicht, weil ich an die Rückkehr der Schattenwächter glaube.«

Das tat ich auch nicht, denn das war das Erste gewesen, das ich recherchiert hatte. Nach dem vernichtenden Krieg waren die verbliebenen Mitglieder dieses zweiten Wächterclans jahrzehntelang verfolgt worden. Jeder noch so entfernte Verwandte der Schattenwächter war verfolgt und festgenommen worden. Es war völlig unmöglich, dass irgendwer überlebt und sich siebenhundert Jahre lang versteckt hatte. Der Mammut-Vergleich war allzu treffend. Doch ich war Forscher. Ich glaubte daran, dass es für alles eine Erklärung gab – so unerklärlich ein Ereignis zunächst auch scheinen mochte.

»Ich danke dir«, erwiderte ich leise und neigte den Kopf. »Das bedeutet mir viel.«

»Schon gut. Nun lass mich endlich meinen eigenen Theorien nachhängen. Immer weiter voran.« Seufzend rollte Etiam das Pergament zusammen und gab es mir zurück. »Grüß Reese von mir.«



»**R**ieka, da bist du ja«, begrüßte Meira mich strahlend, kaum dass ich aus der Halle getreten war.

Aus warmen braunen Augen sah sie das kurze Stück zu mir auf und legte die Arme um mich, ohne mich zu berühren. Der Wachmann neben mir runzelte irritiert die Stirn, als ich mich versteifte. Dabei kannte ich diese Geste. Dass ich jeden körperlichen Kontakt vermied, hatte Meira noch nie davon abgehalten, mir ihre Zuneigung zu zeigen. Sie presste die Ellbogen so weit wie möglich nach außen und umfasste meine schmale Gestalt, ohne dass ich mich unwohl fühlte. Es war wie eine Umarmung. Nur erträglicher.

»Guten Morgen«, gab ich leise zurück. Auch auf meine Züge glitt ein Lächeln. Allein ihre Anwesenheit und ihre ruhige Stimme hatten diesen Effekt auf mich. »Sag nicht, dass du schon wieder seit der letzten Gondel hier wartest.«

»Seit der vorletzten«, gestand sie, trat einen Schritt zurück und strich sich eine blonde Strähne hinter die Ohren. »Letzte Woche kam ich zu spät.«

»Du kamst mir genau hier entgegen, das war nicht zu spät, Meira.«

Sie hob die Schultern. »Das ist doch dasselbe. Am Tag bleibe ich bei dir, so viel ich kann, das weißt du doch.«

Ja, das wusste ich. Wenn ich im Dunkeln aufbrach, bestand ich darauf, sie schlafen zu lassen. Je ausgeruhter sie war, desto ungefährlicher waren die täglichen Beutezüge.

»Grübelst du schon wieder?«, unterbrach sie meine Gedanken und nickte auffordernd Richtung Osten. »Komm, Sim wartet sicher schon mit dem Frühstück auf uns.«

Sie wandte sich um und ich passte mich wie immer ihren Schritten an. Direkt hinter dem Gondelturm bogen wir in eine schmale Gasse ein und drängten uns zwischen hölzernen Hütten entlang, bis wir auf die nächste Straße trafen. Meira presste ihren zierlichen Körper gegen die Wand und spähte um die Ecke, wartete einen Moment und zählte dann an den Fingern von Drei runter. Gleichzeitig rannten wir los, kletterten auf der anderen Straßenseite über ein Fass und verschwanden wieder in den staubigen Schatten.

Das Blut rauschte mir in den Ohren und mein Herz schlug viel zu schnell, während wir die großen Plätze und Wege des sechsten Ringes umgingen und uns so weit wie möglich von allen Menschen fernhielten. Doch obwohl Meira vor drei Wochen erst ihren fünfzehnten Geburtstag gefeiert hatte und damit zwei Jahre jünger war als ich, fühlte ich mich bei niemandem sicherer. Denn erst durch sie hatte ich zum ersten Mal Sicherheit empfunden.

Ich erinnerte mich kaum an mein Leben vor jenem Tag vor zehn Jahren, als mich der beißende Hunger in die gewaltige Stadt Asterin gezogen hatte, hinein in die Flut der schmerzenden Schwärze. Meira fand mich. Meine Warnung hielt sie nicht fern, dass ich sie durch eine falsche Bewegung fast getötet hätte, hielt sie nicht fern. Sie zog mich hinaus aus

den sicheren dunklen Gassen und blieb bei mir. Trotz allem, was sie an jenem Tag gesehen hatte, war sie seitdem nicht mehr von meiner Seite gewichen. Meira wusste, was für eine Gefahr ich war. Wie unkontrolliert und hilflos im Angesicht all der unerklärlichen Dinge, die mir täglich widerfuhren. Aber Meira war auch der verständnisvollste und toleranteste Mensch, den diese Welt je hervorgebracht hatte. Sie glaubte einfach an das Gute in anderen. Selbst an das Gute in mir.

Schweigend liefen wir durch die engen Gassen, kletterten über Mauern und schlichen durch Hinterhöfe. Meira ging voraus und hielt vor jeder einzelnen Ecke inne, um die nächste Gasse zu überprüfen. Einmal schüttelte sie den Kopf, kam rückwärts zu mir zurück und schlug einen anderen Weg ein. Hier im Krater brauchten wir keine Angst zu haben vor den Patrouillen der Wächter, die jeden Bürger zur Rechenschaft zogen, der willentlich eine schwarze Ióna erzeugte – in den unteren Ringen interessierte sich niemand dafür. Dennoch stand mein Körper in jeder Sekunde unter Anspannung, jedes Knacken und jeder aufgebrachte Ruf gingen mir durch Mark und Bein. Denn mir konnten nicht nur die Wächter, sondern auch die Iónas selbst zum Verhängnis werden. So fiel mir erst kurz vor unserem Ziel auf, dass etwas fehlte, das mich sonst auf dem Weg durch unser Viertel begleitete.

»Du bist so schweigsam, Meira.«

Stirnrunzelnd musterte ich ihren blonden Schopf, der gerade vor mir unter einem Torbogen verschwand. Normalerweise sprach meine Freundin genug für uns beide.

»Ich habe heute Nacht nicht gut geschlafen«, erwiderte Meira und schenkte mir ein besänftigendes Lächeln.

Mir war nicht entgangen, dass sie nicht auf meine indirekte Frage geantwortet hatte, doch ich hakte nicht nach. Denn dazu hätte ich eine echte Frage stellen müssen, und das vermied ich seit Jahren. Selbst Meira gegenüber. Weniger Fragen, weniger schmerzhaftes Lügen. Die meisten Menschen deuteten eine Aussage so, dass sie sich mit ihrer Erwiderung gut darstellen konnten. Wenn ich also nicht auf eine präzise Antwort angewiesen war, forderte ich sie nicht. Und wenn Meira mir keine präzise Antwort geben wollte, tat sie es eben nicht. So unbedeutend die Information auch war.

»Ich kann ein gutes Frühstück vertragen«, fügte sie aber doch noch hinzu. »Danach sind wir sicher beide wacher.«

»Klar, solange Iphas nicht wieder diesen Stinkekäse besorgt hat«, gab ich zurück und entlockte ihr ein helles Lachen.

Erst als wir den breiten Torbogen hinter uns ließen, bemerkte ich ihren schnellen Atem und den einzelnen Schweißtropfen, der ihren Nacken hinabrann.

Ich fragte nicht danach.

Wenige Minuten später erreichten wir das schäbigste Gasthaus, das der sechste Ring zu bieten hatte. Meira warf einen wachsamen Blick umher, dann hielt sie mir die hölzerne Tür auf.

Ich kannte Cons alten Gasthof wie meine Westentasche, und doch schlug mir die rauchige Luft jedes Mal wieder bitter auf den Magen. Ich unterdrückte ein Husten und winkte Con mit einem gezwungenen Lächeln zu. Der alte Wirt hob knapp die Hand und beachtete mich nicht weiter, während ich den kleinen Gastraum durchquerte. Meira folgte mir durch die schmale Tür hinter der Theke, die in den mit bun-

ten Tüchern überspannten Hinterhof führte, und stemmte sich sofort gegen eines der unzähligen Fässer, die sich hier scheinbar wahllos türmten. Dabei bewahrte Con diese Unordnung nur, um unser Zuhause zu schützen.

Ich stellte mich hinter sie und lehnte mich ebenfalls mit aller Kraft dagegen, bis das Fass endlich nachgab und zur Seite ruckte. Darunter zum Vorschein kam ein dunkles Loch.

Meira sank auf die Knie und tastete nach den ersten Streben in der Wand. Ich sah mich währenddessen unruhig um und fixierte die Tür. Bisher hatte uns noch nie jemand entdeckt, doch es könnte jeden Tag so weit sein. Ich wusste besser als alle anderen, wie unberechenbar das leichtgläubige Wesen der Menschen war. Jeder von uns hatte genug Gründe, die Stadtgarde und vor allem die Wächter zu fürchten. Meira, Jodan, Sim und die anderen, weil sie taten, was für das Überleben einer Gruppe ohne Erwachsene in dieser Stadt nötig war.

Ich, weil ich das Gegenteil von allem war, wofür die Wächter standen und woran sie glaubten. Weil die Blutprinzessin Menschen wie mich suchte. Weil sie die Dunkelheit vernichten wollten, die dick durch meine Adern floss.

»Rieka, komm schon«, bat Meira hinter mir. Ihre Stimme klang dünn und kraftlos. Hoffentlich wegen der Entfernung zwischen uns.

Nach einem letzten Blick zurück kniete ich mich neben das Loch und ertastete die erste Strebe. Routiniert stieg ich ein Stück hinab, bevor ich den Griff an der Unterseite des Fasses umschloss und es angestrengt wieder über den Eingang zog. Schlagartig umgab uns Dunkelheit, doch knapp

zwanzig Schritte unter uns durchbrach schon eine flackernde Kerze die Schwärze.

Im Takt unseres Herzschlages kletterten wir die kurze Strecke nach unten in den Krater. Als ich hinter Meira das letzte Stück hinabsprang, hatte sie schon eine der metallenen Halterungen genommen, eine der hier immer bereitliegenden Kerzen hineingesteckt und entzündete sie hastig. Als ich nach ihrer freien Hand griff und sie drückte, atmete sie hörbar aus. Wie ich das Licht des Tages fürchtete, fühlte Meira sich in der Dunkelheit unwohl. So gaben wir uns gegenseitig Halt.

Stumm folgten wir dem niedrigen Tunnel. Wir hatten keine Ahnung, wie dieses gewaltige unterirdische System irgendwann einmal entstanden war, aber ohne Kerze oder Fackel kam man hier nicht weit. Jodan war damals auch nur wegen einer Mutprobe in diesen dunklen Schacht geklettert.

Der flackernde Schein der Kerze tanzte über die unebenen Wände und warf lange Schatten auf Meiras kleine Gestalt. Weitere endlose Minuten strichen wir von Kreuzung zu Kreuzung, denn dieses Höhlensystem war ebenso verwinkelt wie der sechste Ring. In der Ferne tropfte es. Die Stille wurde immer schwerer.

»Danke, dass du mich abgeholt hast«, sprach ich leise in die Dunkelheit.

Meira sah zu mir hoch und blies die Kerze aus, als es um uns herum langsam heller wurde.

»Gern geschehen, Rieka. Ich werde dir immer helfen. Dazu sind Freundinnen da.« Ihre weiche Stimme verlor sich in der Masse des felsigen Gesteins, während mein Herz sich zusammenzog.

Denn sie sprach die Wahrheit.

»Sie hat gelogen.« Ich schluckte schwer und starrte auf den felsigen Boden, während die Worte endlich den Weg über meine Lippen fanden. Hier, solange wir noch allein waren. »Meine Auftraggeberin. Sie hat mich geholt, damit ich ihr sage, ob ihr Mann sie wirklich liebt. Das tut er. Aber ... sie liebt ihn nicht. Sie hat gelogen, als sie es behauptet hat.«

»Oh, Rieka.« Meira blieb stehen und musterte mich sorgenvoll. Wir hatten das Tor erreicht. »Und ich schweige dich auch noch den ganzen Weg über an. Entschuldige. Geht es ... dir schlechter?«

Unsicher horchte ich in mich hinein. Die Dunkelheit tobte in mir, drückte schwer auf mein Innerstes. Stärker als an den meisten Tagen. Doch ich hatte schon Schlimmeres überstanden. Solange ich nicht noch mehr Schwärze aufnahm, wäre ich keine Gefahr. Das stetige Brennen würde bloß in meinem Magen toben und mein Herz verschonen, und dann würde ich den Tag überstehen.

»Ein wenig, denke ich.«

Meira nickte nachdenklich, bevor sie wieder zu lächeln begann. Es wirkte angestrengt. »Aber heute triffst du dich mit Lício. Danach geht es dir immer besser.«

»Stimmt«, murmelte ich mehr zu mir selbst. Wie in jeder Woche hatte ich diesen Tag herbeigesehnt. »Ich werde ...«

Ein lautes Quietschen unterbrach mich. Gerade als Meira den Schlüssel aus der Tasche gezogen hatte, drückte von innen jemand gegen die Tür. Schnell machte meine Freundin einen Schritt zurück und hielt nur eine Handbreit vor mir inne.

»Oh. Guten Morgen, ihr beiden. So früh schon auf den Beinen?« Jodan verschränkte die Arme vor der Brust und blieb mitten im Türrahmen stehen.

Ihn hörte man sofort überall raus, weil er als Einziger unserer Gruppe das R ganz hinten in der Kehle rollte und damit noch viel bestimmter klang. Dabei könnte sein Grinsen breiter nicht sein und in seinen Augen blitzten Schalk und Neugierde.

»Ich hatte einen Termin«, erklärte ich schnell. »Meira hat mich abgeholt.«

»Ah ja. Gut.« Sofort wurde Jodans Blick ernster.

Wie alle anderen Mitglieder der kleinen Bande ging er davon aus, dass ich einfach sehr große Angst vor Menschenmassen hatte. Inzwischen hatten sie sich daran gewöhnt, dass ich während der Beutezüge abseits der Menge oder von den flachen Dächern aus nach geeigneten Zielen suchte und nur ein paar Tage hintereinander mitkam – bis ich es nicht mehr aushielt und auf das Treffen mit Lício warten musste.

»Schön, dass alles geklappt hat. Aber Meira, du siehst ziemlich müde und blass aus. Ist alles in Ordnung?«

Unwillkürlich hielt ich den Atem an, als er aussprach, was ich den ganzen Weg über zurückgehalten hatte. Für jeden anderen mochte diese Frage nichts Besonderes, etwas geradezu Alltägliches sein, doch für mich gab es wenig Verheerenderes – denn auf eine einfache Frage fand sich immer auch eine einfache Lüge.

Meira strich sich die blonden Haare aus der Stirn und nickte. Mit einem Mal wirkte sie noch erschöpfter als zuvor.

»Ich habe schlecht geschlafen. Aber ich wollte mich ohnehin noch einmal kurz hinlegen«, erwiderte sie und sah ent-

schuldigend zu mir. »Ich gehe später mit der zweiten Gruppe mit, ja?«

»In Ordnung. Aber wenn du heute hierbleibst, ist das nicht schlimm. Wird mir nur nicht krank.«

Meira lächelte kurz, nickte jedoch nicht. Jodan trat zur Seite, damit sie sich an ihm vorbeidrängen konnte, und nahm ihr dabei die Kerze aus der Hand. Unruhig sah ich ihr nach, als sie langsam den lichtdurchfluteten Gang hinabging und um eine Ecke verschwand. Ein ungutes Gefühl rumorte in meiner Magengegend.

»Vielleicht waren die letzten Tage zu viel für sie«, sinnierte der Anführer unserer Bande neben mir. Beim langsamen Sprechen rollte er die Rs noch extremer. »Die Kleine ist flinker als die meisten meiner Jungs. Na ja. Aber Rieka, Arbeit ist ein gutes Stichwort. Falls du heute noch einmal auf den Markt willst, Iphas hat auf seiner Runde heute Morgen das aktuelle Zeichen der Wächter mitbekommen.« Grinsend hob er die linke Hand und tippte mit dem Mittelfinger einmal kurz gegen seinen Wangenknochen. »Die werden auch immer kreativer. Ich muss jetzt los, sonst nimmt Iphas den feinen Händlern ohne mich ihr Handgold ab. Sehen wir uns beim Abendessen?«

Ich nickte. »Lasst euch nicht erwischen.«

»Würden wir nie. Und sag Sim, er soll Öl besorgen!«, rief Jodan mir noch zu, als er seine Kerze entzündete und in die Dunkelheit lief. »Diese Tür macht mich wahnsinnig.«

Wieder nickte ich und ließ die quietschende Tür ins Schloss fallen, bevor ich unsicher von rechts nach links sah.

Diese unterirdischen Höhlen waren ein wahres Meisterwerk. Hier brauchten wir den Tag über keine Kerzen, denn

an beinahe jeder Wand lief dicht unter der Decke eine handbreite Kerbe entlang. Dahinter führten schmale Schächte an die Oberfläche, allerdings waren sie mit unzähligen kleinen, schräg angebrachten Spiegeln ausgekleidet. Ich hatte Iphas' Erklärung nicht ganz verstanden, aber irgendwie leiteten diese Spiegel Sonnenlicht zu uns in die Tiefe.

Generell waren diese Höhlen alles andere als kahl. Die Felswände waren glattgeschliffen und nicht selten mit Waagen oder geometrischen Mustern verziert, ein wenig Mobiliar war bei unserer Ankunft auch noch da gewesen und in der Küche gab es sogar fließendes Wasser. Vermutlich erstreckten sich die Tunnel auf der gesamten Fläche des Kraters, aber in den letzten Jahren hatten wir nur einen kleinen Teil der Räume freigelegt – denn abgesehen von dem langen Hauptgang, in dem ich gerade stand, war beinahe jeder andere an mehreren Stellen eingestürzt. Wann immer die Jungs motiviert genug waren, räumten sie an einer neuen Stelle etwas von dem Schutt aus dem Weg.

Mein Blick wanderte nach links. In der Richtung lag mein Zimmer, zwei Gänge von Meiras entfernt. Solange ich noch nicht allzu viele schwarze Iónas in mich aufgenommen hatte und das Brennen gut ertrug, ging ich mit den anderen mit, um ihnen zu helfen und meine Sorge um Meira zu beruhigen. Leider brachte das Stehlen und Lügen zwangsläufig eine Menge Dunkelheit hervor, deshalb hielt ich es selten mehr als vier Tage am Stück aus, sie zu begleiten.

Nun bescherte mir die Sorge um sie ebenso Bauchschmerzen wie an den Tagen, die ich allein in den Höhlen verbrachte. Ihre Schweigsamkeit, der Schweißtropfen. Selbst

Jodan hatte es bemerkt. Der Schlaf würde ihr guttun, aber sie hatte noch nicht einmal gefrühstückt ...

Kopfschüttelnd wandte ich mich nach rechts und schlug den Weg in Richtung Küche ein. Ob sie nun nur schlecht geschlafen hatte oder krank wurde, wenn sie aufwachte, sollte sie etwas essen können. Kurz darauf klopfte ich an ihre Tür. Als keine Antwort kam, drückte ich sie vorsichtig auf und trat in den düsteren Raum.

Meira hatte beinahe alle Schächte mit Tüchern abgedunkelt, sodass ich mich nun im Halbdunkel zu ihrem Bett vorstastete. So leise wie möglich stellte ich das Holzbrett mit Brot und Käse auf das kleine Tischchen daneben und setzte mich auf die Bettkante. Mit geschlossenen Augen lag sie da und atmete gleichmäßig. Es sah ihr gar nicht ähnlich, so früh am Tag wieder zu schlafen. Zögernd hob ich die Hand und strich ihr sacht übers Haar und die Stirn. Verdammt, sie glühte. Das war kein gutes Zeichen, oder?

»Rieka? Bist ... du das?«

»Pscht, Meira. Ich bin hier.« Schnell zog ich die Hand zurück und beugte mich zu ihr. »Ich hab dir etwas zu essen gebracht. Deine Stirn ist ganz heiß ...«

Ich presste die Lippen aufeinander und hoffte, dass sie wie immer jede unausgesprochene Frage erkennen würde.

Warum hast du nichts gesagt? Was fehlt dir? Wie kann ich dir helfen?

»Entschuldige, ich ... wollte nicht, dass du dir Sorgen machst. Mir war nur auf einmal so schwindelig«, raunte Meira und sah aus müden Augen zu mir auf.

Ich hatte sie nie schwächer gesehen.

»Du musst es mir sagen, wenn du dich nicht gut fühlst«, flüsterte ich und ballte die Hände zu Fäusten. Meira war alles, was ich noch hatte. Nicht bloß wie eine kleine Schwester, sie war einfach ... alles. »Du weißt, dass ich nicht danach fragen kann.«

»Entschuldige«, wiederholte sie leise und schluckte schwer. »Ich wollte nur nicht zu lange in deiner Nähe sein, Rieka. Sonst steckst du dich noch an. Mach dir wirklich keine Gedanken, es ist nichts Schlimmes. Ich muss nur ein wenig schlafen, dann ... geht es schon wieder.«

Yacantha, ich hätte es ahnen sollen. In all den Jahren hatte sie so viel für mich und die gesamte Bande getan – sie hatte von uns allen die meiste Ahnung und Erfahrung, was sowohl Verletzungen als auch Krankheiten anging. Doch ging es ihr schlecht, rief sie mich nicht. Aus Angst, dass es zu viel für mich wäre.

»Ich will dir helfen«, sagte ich leise. Als Meira schluckte und zögerte, zwang ich mich zum Lächeln und fügte hinzu: »Dafür sind Freundinnen da.«

Tief stieß Meira den Atem aus und zog die dünne Decke höher über ihre schmalen Schultern. »Frag Jodan nach Kas-ham. Das sind durchsichtige Tropfen, es gibt sie bei jedem Heiler ... damit könnte ich besser schlafen.«

Erleichtert nickte ich. »In Ordnung. Ich bin bald zurück.«

Meira murmelte noch etwas Unverständliches, dann fielen ihre Augen schon wieder zu.

Ich schlich zurück auf den Flur und zog die Tür vorsichtig hinter mir ins Schloss. Dann lehnte ich mich gegen die

glatte Felswand und schloss für einen Moment die Augen, um meine Optionen durchzugehen.

Sie waren sehr simpel: Um diese Zeit waren alle Jungen der Bande auf Beutezug. Jodan würde ich ebenfalls niemals aufspüren, auch wenn er noch nicht weit weg sein konnte. Er wüsste sicher von einem Heiler, bei dem ich auch für meinen geringen Verdienst von heute Morgen ein wenig Kasham bekommen würde, er hatte Kontakt zu allen möglichen Leuten in der Stadt. Doch sie waren alle fort.

Wenn ich also nicht bis morgen früh warten wollte, um Meira ihre Medizin zu bringen, hatte ich nur eine Möglichkeit: Ich musste meiner Dunkelheit widerstehen und auf dem Markt das fehlende Geld verdienen.

Ohne Meira.

Für Meira.

